

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Samstag, den 3. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernbard.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Sehr ehrfürchtig nimmt er ihre Hand und küßt sie. Lydia Ewert lächelt.

„Du hast mir mein Gretchen nicht zugetraut?“

„Ehrlich gesagt, nein! Selbst nach deiner wunderbaren Ophelia nicht. In allem Herrischen, Großen erwarte ich das Höchste von dir — aber dies — dies — ach, warum darüber reden! Wenn du nicht hättest Bühnenkünstlerin, Menschendarstellerin werden dürfen — ein Verbrechen an der Menschheit wäre es gewesen!“

„Siehst du es jetzt ein, daß Peter Burkardt mein Schicksal gewesen ist?“

„Ich meine, du hättest dich auch ohne ihn durchgesehen.“

Lydia schüttelte den schönen dunklen Kopf.

„Doch nicht. Ich hatte zu viel Gutes empfangen, hatte zu viel zu danken — wie hätte ich da immer noch Neues und so Großes erbitten können? Aber du hast recht: ein Jammer wäre es gewesen, wenn ich nicht hätte zur Bühne gehen können! Ich bin immer nur ganz ich selbst, wenn ich Bühnenluft atme.“

„Du selbst — und doch immer jemand anders — eine Portens-Natur.“

Sie sann vor sich hin.

„Möglich. Jedenfalls eine rechte Künstlernatur! Du kennst meine Kindheitsgeschichte, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und weißt auch, daß meine Mutter tot ist?“

„Nein, das wußte ich nicht. Wann starb sie?“

„Gerade vor einem Jahr. Sie war lange leidend; ich wußte, daß es keine Hilfe mehr gab für sie; auch der Süden hat ihr nichts mehr nützen können, nur Verderbung hat er der armen, kranken Lunge gebracht. Ich hatte sie nach Davos geschickt. Dort habe ich sie einmal besucht. Seltsam fremd standen wir einander gegenüber — gar nicht wie Mutter und Kind. Sie hat mir mancherlei erzählt — wie ihr Mann immer solide und vernünftig sei, wie er gut verdiene und darauf bestche, daß die Kinder höhere Schulen besuchten und tüchtig lernten — wie er aber nie meinen Namen nenne und es auch ihr verboten habe, in seiner Gegenwart von mir zu sprechen. Ich habe für alles Interesse gezeigt, habe ihr auch meinerseits viel erzählt von meinen Lehrern, Kollegen, dem Rollenstudium — aber es blieb eine Kluft zwischen uns. Die Mutter hatte — ich kann es nicht anders bezeichnen — sie hatte eine Art Scheu vor mir, und was ich auch beginnen mochte, sie kam nicht darüber hinweg.“

„Und sie hat dir nicht gesagt —“

„Wer mein Vater gewesen ist? Nein. In der Stunde unseres Abschieds — wir wußten beide, daß es ein Abschied für immer war — hat sie noch einmal von dem feierlichen Gelübde gesprochen, das sie ihm abgelegt, niemand, wer es auch sei, seinen Namen zu nennen. Sie nahm es sehr ernst damit — hätte ich sie zu einem Wortbruch verleiten sollen? Ich muß meinem Vater äußerlich und auch im Wesen außerordentlich ähnlich sehen, denn oft war die Mutter förmlich erschüttert, wenn sie mich betrachtete und reden

hörte. Einmal machte sie die Bemerkung: Du hast nicht einen Blutstropfen von mir. Nun, ich will das glauben. In meinem Blut sind seltsame Unterströmungen; ich habe oft ganz phantastische Vorstellungen, auch Neigungen und Ideengänge, die mich stark frappieren. Das ist dann natürlich das väterliche Blut in mir. Früher habe ich solche Vorgänge in meinem Innern mit einigem Interesse beobachtet, mich selbst sozusagen unter die Lupe genommen — das habe ich dann ganz aufgegeben. Was kommt dabei heraus? Wem dient, wem nützt solch ein Studium? Interessant bin ich selbst mir nur, wenn ich auf der Bühne stehe, ein Studium mache ich nur noch aus meinen Rollen. Da bin ich ein Geschöpf von Dichters Gnaden und kann mein eigenes Ich ganz beiseite setzen.“

„Du bist ein Rätsel, Lydia! Ob es für dich jemals eine Lösung geben wird?“

„Wer weiß!“ sagte sie gedankenvoll. „Eine Zeitlang war ich gespannt darauf — jetzt bin ich es nicht mehr!“

„Aber du bist viel zu jung, um deine eigene Persönlichkeit gewissermaßen ganz auszuschalten!“ rief Eugen lebhaft. „Zudem — die Menschen werden es gar nicht zulassen. Sie nehmen lebhaften Anteil an dir.“

Der Maler rückte seinen Sessel ein Stück zurück und betrachtete sein schönes Gegenüber kopfschüttelnd wie eine Kuriosität. Inzwischen erschien Sophie mit dem berühmten ostpreussischen „Abendbrot“, und Eugen erzählte jetzt erst — Sophie sollte es auch erfahren — daß sein Bruder Oskar sich verheiratet habe.

„Ach Gott, aber nein!“ verwunderte sich Sophie und setzte ihre Schüsseln rasch aus der Hand.

„Gleich verheiratet — und Herr Eugen sind nicht mal bei der Hochzeit dabei gewesen? Das ist doch eigentlich sehr komisch!“

„Komisch finde ich es auch, Sophie!“ bestätigte der Maler lachend. „Die ganze Chose ist überhaupt mit unheimlicher Schnelligkeit vor sich gegangen. Soviel ich aus den aufgeregten Episteln der kleinen Mutter und Oskars ziemlich spärlichen Briefen ersehen habe, verlobte sich das Paar nach drei- oder viermaligem Sehen — Blik und Schlag scheint es gewesen zu sein — hätte ich bei meinem Herrn Bruder, der so schön Programm machen konnte, nie erwartet! Ja — und dann mußte die Hochzeit plötzlich beschleunigt werden, irgend eines wichtigen Familienangehörigen wegen — von seiten der Braut meine ich —, und ich steckte damals gerade in Beirut und hatte gepinselt wie verbunzen und hatte dann etwas Tropenfieber und konnte nicht fort. Auch gab es Unstimmigkeiten mit der Post; ich erfuhr den eben erwähnten Tatbestand erst, als die Hochzeit schon vorüber war. Zwei Briefe aus Europa sind mir damals verloren gegangen, darunter der, der die Photographie meiner neuen Schwägerin enthielt. Ich weiß also nicht einmal, wie sie aussieht. Interessant — was, Sophie?“

„Ach, da würd' ich aber an Herrn Försters Stelle gräglich neugierig sein?“ rief Sophie lebhaft.

„So ganz gräßlich neugierig bin ich nun gerade nicht, aber einigermaßen gespannt schon! Oskar, der große Mediziner, mit seinen Bedingungen: jung, gesund, vernünftig, reich! Mutter Klärchen schreibt natürlich nur in Dithyramben über die junge Frau — du wirst dir das denken können, Lydia: Nun, wir werden ja sehen! Wenn ich mein Altarbild in Wittenberge abliefere, kommt Oskar mit seiner Musertorenen auch dorthin und du kommst hin, Lydia — und Sophie kommt hin und Peter kommt hin, und dann ist die ganze Gesellschaft beieinander!“

„Wissen Herr Eugen auch nicht, wie die junge Frau heißt?“ fragte Sophie, die noch nicht von dem Gedanken an Ostars Heirat loskommen konnte.

„Doch, Das weiß ich! Sie heißt Gabriele und ist eines Großgrundbesitzers Tochter aus der Mark Brandenburg. Alter feudaler Adel! Paßt alles nicht zu Oskar! Ich kann mir zum Beispiel gar nicht denken, daß Oskar „Gabriele“ sagt.“

Sophie lachte hell auf, auch Lydia lachte, doch sie stimmte zu: „Ich kann es mir auch nicht denken.“

„Nun siehst du! Ich hatte mir für Oskar immer eine wohlherzogene, gelehrte, höhere Beamtentochter gedacht, die Luise oder Franziska oder Berta heißt und ganz korrekt ist, vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Nein, Herr Eugen sind zu drollig! Na, jedenfalls, ich bin furchtbar neugierig auf die junge Frau, und es wird himmlisch sein, wenn wir wieder alle in Wittenberge beisammen sind! Ich sage immer, mein Kräulein kann doch das fortwährende Theaterpielen gar nicht aushalten, aber sie behauptet ja, das sei das Schönste in ihrem ganzen Leben.“

„Dabei bleibe ich auch, Sophie! Ich und meine Kunst — mehr brauche ich nicht!“

„Solange nicht“, meinte Eugen, und setzte seinen gelehrten Maßkrug mit Nachdruck auf den Tisch, „bis es einmal heißen wird: Ich — und Er — und meine Kunst!“

„Natürlich“, nickte Lydia, und es kam ein spöttisches Funkeln in ihre Augen. „Ihr könnt gar nicht anders. Alles spielt ihr auf den Mann hinaus! Daß es einmal eine Frau gibt, die ohne ihn im Leben fertig wird, das kommt euch unbegreiflich vor, das läßt schon die liebe Eitelkeit nicht zu.“

„Bitte sehr! Eine ganze Menge Frauen gibt es, die ohne Mann fertig werden — die einen notgedrungen, weil die Männer sich nicht um sie kümmern, die anderen, weil sie emanzipiert sind und die Macht der Liebe leugnen. Wer aber eine solche Künstlerin ist und so aussieht wie du —“

„Es fällt mir keinen Augenblick ein, die Macht der Liebe zu leugnen. Hunger und Liebe regieren die Welt — das war und wird sein, solange die Menschheit besteht. Man soll nur mich und mein Aussehen aus dem Spiel lassen, das geht niemand etwas an, als mich allein! Du bist fertig mit deinem Essen, Eugen?“

„Total fertig — und soll nun gehen, nicht wahr?“

„Nimm es mir nicht übel — ja, das soll es heißen. Ich bin müde, ich empfangen sonst nie einen Menschen, wenn ich aufgetreten bin. Mit dir habe ich eine Ausnahme gemacht.“

„Was ich gebührend zu schätzen weiß! Also nichts für ungut, Lydia, du seltsames Naturprodukt!“

Sie nickte bestätigend.

„Selbstsam genug komme ich mir auch oft vor, mit anderen Frauen verglichen — gleich um Beispiel mit Kolleginnen. Dieses Mitteilungsbedürfnis, das sie alle haben! Diese Prachtlucht ab puncto Mann — Schmutz — Geschenk! Und keine will mir glauben, wenn ich einmal wieder — notabene nur auf wiederholtes Befragen — versichere, daß ich da nicht mithalten kann, weil ich diese Emotionen einfach nicht verstehe. Sie liegen mir nun einmal nicht im Blut. Gute Nacht, Eugen! Ach nein, du brauchst mir wirklich nicht die Hand zu küssen — ich muß mir das ohne ihn von viel zu vielen gefallen lassen!“

„Der Handkuß gilt der Künstlerin, nicht dem Weib — zufrieden?“

„Zufrieden! Und auf Wiedersehen in Wittenberge!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt des Pfauenthrons.

Mit Genehmigung des Verlags Kurt Vowinkel in Berlin-Grünwald bringen wir aus dem soeben erscheinenden zweiten Bande des „Weltensummers“, E. A. Vowinkel: „Mit Luto und Kameel zum Pfauenthron“, den folgenden Abschnitt. Der Verfasser ist ein bekannter amerikanischer Kriegsberichterstatter, der im Auftrag des Sinclair Oil Konzerns durch ganz Vorderasien und Persien reiste und nun über seine Eindrücke in Vorderasien, die Wababiten, das Irak, Politik und El in Persien lebendig und anschaulich berichtet.

Teheran könnte weit passender „Abati“ heißen, was im Persischen „staubig“ bedeutet. In der trockenen Zeit sind die ungepflasterten Straßen so hoch mit Staub bedeckt, der von vorbeifahrenden Fahrzeugen oder einem gelegentlichen Windstoß aufgewirbelt, sich in gelben Wolken erhebt, dicht wie der Londoner Nebel und erstickend wie giftiges Gas. Daher ist alles, auch die Bäume, mit Staub überzogen. Um ihre Kleidung zu schützen, tragen die Leute der oberen Klassen dünne, bauschige Überwürfe, Abas genannt, in der Farbe wie der vorherrschende Staub, so daß sie fast unsichtbar zwischen den hohen Leinwandmauern entlang hulaufen, mit denen jede Straße eingefast ist. Die Häuser der Armen bestehen aus staubigen, sonnengetrockneten Ziegeln mit flachen Leinwanddächern, und selbst die der Reichen sind aus demselben langweiligen Material gebaut, gewöhnlich allerdings mit einer Schicht von weißem oder gefärbtem Gips verkleidet. Das bringt mir eine Szene ins Gedächtnis, an der ich täglich in Teheran meine Freude hatte. Ein bekannter Politiker baute sich ein ziemlich anpruchsvolles Haus in derselben Straße, in der die amerikanische Mission lag, wo ich wohnte, und jeden Morgen, wenn ich einen Spaziergang machte, stand ich still und beobachtete die Maurer bei ihrer Arbeit. Der Vorgang war immer derselbe. Der Mann oben auf der Leiter pflegte in einem Tonfall, den er für sehr melodisch hielt, singend zu rufen: „Bruder, im Namen Gottes, reich mir einen Ziegel herauf“, worauf der untenstehende seine Bereitwilligkeit zu erkennen gab, indem er ebenig lang: „In Gottes Namen, hier ist ein Ziegel, mein Bruder.“ Ich habe in Amerika oft Maurer den Namen Gottes anrufen hören, aber sie brauchten ihn in einem ganz anderen Sinne.

Die Hauptschönheit von Teheran sind seine Gärten, von denen einige entzückend sind: doch machen wie in den meisten Städten des Orients hohe Mauern sie für den Vorübergehenden unantastbar. Jeder Garten selbst der kleinste, rühmt sich eines Springbrunnens, und die größeren haben große Bassins oder Teiche, die gewöhnlich mit Travertin oder Marmor und einer Blumenbede eingefast sind. Im Garten des Hauses, das von der amerikanischen Gesandtschaft bewohnt wurde, als ich in Teheran war, befand sich ein Bassin, das fast ein Tagewerk groß gewesen sein muß. Seine mit Stein eingefasteten Ränder waren mit Beeten von rotem Geranium umrahmt und in der Mitte war eine liebliche kleine Insel mit einem von Blumen umrankten Sommerhäuschen, zu dem man auf zwei primitiven Brücken gelangte. In einer solchen Umgebung bilde ich mir ein, würden die klassischen Verse von Datis und Omar Khayyam geschrieben. Als ich vor meiner Abreise aus Teheran in die Gesandtschaft kam, um mich von dem amerikanischen Gesandten, Dr. Kornfeld, zu verabschieden, fand ich ihn in Verbände gehüllt: er hatte sich eine akute Blutvergiftung zugezogen — wie er auseinanderlegte, als Folge dieses Bassins in seinem Garten; denn diese Teiche mit stagnierendem Wasser, so schön sie auch sind, stellen ideale Brutplätze für Millionen von Mücken und die kleineren nicht weniger unangenehmen Sandfliegen dar, deren Stiche häufig ein leichtes Fieber erzeugen. Infolge der Spärlichkeit des Konzeßes, der eine merkwürdige Abneigung gezeigt hat, dauernde Wohnstätte für unsere diplomatischen Vertreter zu kaufen oder auch nur genügende Fonds auszuwerfen, um ihnen zu gestatten, passende Häuser zu mieten, ist unsere Gesandtschaft in Teheran schon ein umherziehendes Institut gewesen, heute hier und morgen sonstwo. Mieten sind teuer in Teheran und es gibt nie genug Häuser in würdevollem Zustand, um den Bedarf zu decken; wenn also der Gesandte nicht private Mittel besitzt und sie auszugeben gewillt ist, wird der Aufenthalt in Persien ein ständiger Umzug für ihn. Wenn man ihn fragt, wo er wohnt, könnte er wohl wie sein berühmter Kollege in London antworten: „Ich bin der amerikanische Gesandte; ich habe kein Heim.“

Es gibt nur wenig in Teheran, das einen an die vergangene Größe und den Ruhm Persiens erinnert: die farbigen Kuppeln, die stillen Moscheen, die bunte Pracht, die ich vorausgesetzt hatte, fehlen nämlich. Es ist wahr, daß die Stadttore, die Mauern der meisten Paläste und öffentlichen Gebäude mit glasierten Ziegeln in schönen Farben geziert sind, aber die Wirkung wird durch die Tatsache abgeschwächt, daß viele Ziegel abgefallen und nicht wieder ersetzt sind, was den Eindruck von Verfall und Zerstörung hervorruft. Außer ihrer Ausdehnung — denn sie sind sehr groß — haben die Paläste von Teheran wenig, das sie vor den Palästen einer kleinen anderen Städte, die ich nennen könnte, auszeichnet, während sie an Gegenständen persischer Kunst den Märkten von Shiraz und Isfahan weit unterlegen sind. In den europäischen Vierteln der Hauptstadt, die auf Anordnung von Nair ed Din, dem Großvater des jetzigen Herrschers, angelegt wurden, sind die Straßen überreichend breit und von doppelten Reihen weit ausladender

Platanen überschattet, deren Wurzeln tief zu offenen Gräben mit fließendem Wasser hinabreichen — gleichsam Miniaturkanälen zu beiden Seiten jeder Straße. Das Murmeln des Wassers, das an den Bäumen entlang fließt, ist sehr einladend, und der allgemeine Eindruck ist reizend, aber da die Gräben häufig mehrere Fuß breit sind und es festen Brücken oder Durchlässe gibt, so muß der Fußgänger die Gewandtheit einer Beraziege und die Sprunghaftigkeit eines irischen Jägers haben. Die Hauptstraße der Stadt heißt *Qalesar*, „*Tulpenallee*“ (ich habe allerdings keine Tulpen dort gesehen), und dicht dabei ist die Straße der Gaslampen, so genannt, weil früher der Versuch gemacht wurde, sie mit Gaslaternen zu beleuchten. Wegen der persischen Straßennamen und des Fehlens von Nummern an den Häusern ist es für Fremde sehr schwierig, eine gegebene Adresse in Teheran ausfindig zu machen. Wenn man fragt, wie man ein bestimmtes Haus finden kann, wird man wahrscheinlich antworten: „Gehen Sie in dieser Straße vier Häuserblöcke hinauf, wenden Sie sich nach rechts und gehen Sie dann geradeaus weiter, bis Sie zu einem Platz mit einem Brunnen in der Mitte kommen, kreuzen Sie den Platz, halten Sie sich links, biegen Sie in die erste Gasse links ein, dann ist das Haus, das Sie suchen, das dritte oder vierte auf der rechten Seite — Sie können es an der grünen Tür in der Mauer erkennen.“

Die Erwähnung von Straßennamen erinnert mich daran, daß es bis vor kurzem mit wenigen Ausnahmen keine Familiennamen in Persien gab. Das führte zu so viel Unzuträglichkeiten und Verwechslungen, daß vor zwei, drei Jahren eine Verordnung erlassen wurde, daß bis zu einem bestimmten Termin jedermann im Reiche eine Familiennamen annehmen mußte. Die Verwirrung und Aufregung, die durch diese Verordnung hervorgerufen wurden, kann mehr gegnert als beschrieben werden. In den Monaten darauf aß ich Persien in einem großen Hotel in einem Sommerkurort, wo am Vorabend eines Kostümballes jedermann herumläuft und verweist. „Als was werden Sie kommen? Um Himmels willen, können Sie mir keinen guten Rat geben?“ Die so gewählten Namen waren, wie man erwarten konnte, bisweilen sehr häufig sonderbar, gelegentlich komisch. Der alte Mann, der seit vielen Jahren Torwächter der amerikanischen Gesandtschaft war, wählte den persischen Ausdruck für „Ehrlich und treu“. Ein Postbote entschied sich für „Hier, dort und überall“, und ein Kaufmann, der eine praktische Natur war, wählte seine Telefonnummer, *Dreihundertsechzehn*.

Obwohl, wie ich bereits bemerkte, die Bazaar von Teheran im Charakter nicht besonders von denen anderer orientalischer Städte verschieden sind, gehören sie zu den größten in ganz Asien. Ich weiß nicht, wie viel Raum sie einnehmen, aber wenn ich raten soll, so würde ich ihre Grundfläche auf nicht unter eine Quadratmeile schätzen. So kompliziert und verwirrend ist das Labyrinth von dunklen Gassen und Durchgängen, die sich winden, um die Ede und rückwärts laufen, daß der älteste Teherani oft in Verlegenheit ist, wo er entlang gehen soll. Obwohl ich, wie ich glaube, einen außerordentlich gut entwickelten „Ortsinn“ habe und mich für gewöhnlich in jeder Umgebung orientieren kann, hatte ich immer das Gefühl, ich müßte ein Rätsel Bindiaden bei meinen Bazarbesuchen mitnehmen, das ich bei meinem Gang durch sein dunkles Innere abwickeln könnte, um meinen Rückweg zu finden. Der Hauptbazar besteht aus einer Reihe langer Passagen, vielleicht 20 Fuß breit, die nur durch die schmalen Öffnungen in den hohen Wölbungen Licht erhalten; Streifen von Sonnenstrahlen durchdringen die Staubwolken, die von dem Menschengebränge unten aufgewirbelt werden. Diese Hauptgänge wie auch die viel engeren und gewundenen Nebengänge, die sie verbinden, sind auf beiden Seiten mit niedrigen Läden und Buden eingefaßt. Nach hinten öffnen sich viele dieser Läden auf steingepflasterte Höfe oder Karawanenserais, wo die Waren von Kamelen und Dacktieren bei der Ankunft einer Karawane abgeladen und wo die müden Tiere nach ihrer langen Reise in den Stall geführt werden. Wenige von diesen Läden sind größer als 20 Quadratfuß, und der Kaufmann kann jeden Artikel seines Lagers leicht erreichen, wenn er mit gekreuzten Beinen an der Vorderseite seiner Bude auf dem Boden sitzt, doch ist der Umfang des in dieser primitiven Weise betriebenen Geschäfts wirklich erstaunlich. Viele von den Bazarbesuchern sind reich, selbst nach den Begriffen von New York gerechnet.

Jemand, der an das Durcheinander eines großen amerikanischen Warenhauses während des Herientrübels gewöhnt ist, würde sich in den Bazar von Teheran ganz zu Hause fühlen, denn das Geräusch ist betäubend und das Gewirr unbeschreiblich. Jeden Augenblick muß man sich an die Wand drücken, um nicht durch eine lange Reihe von Kamelen mit großen Warenbällen erdrückt zu werden; Scharen von Eseln, angetrieben von schreienden Maulknechten, brechen rücksichtslos durch die Menge; Karträger, die Kisten tragen, die den kräftigsten amerikanischen Gepäckträger beschämen würden, brüllen: „*Khaherdar! Khaherdar!*“ — den persischen Ausdruck für „Achtung!“ Wagen, gewöhnlich mit reichen Kaufleuten oder neugierigen Fremden, klappern durch die überfüllten Gassen, ohne daß die Kutscher Rücksicht auf die Fußgänger nehmen; Verkäufer greifen aus ihren Buden heraus nach den Kleidern von Kunden oder verfolgen sie durch die Menge, ihre Kreise herablassend, wenn sich die Aussicht auf ein Geschäft verringert; Bettler kriechen umher und krümmen sich, berühren und fassen einen an, leugnen und verweigern; die gewöhnlichen Gänge hallen von nicht endigendem Gelele wider — das Gebränge der Kamele, das raube Gebrüll der Esel und Maultiere, das

Klatschen der Beißchen, der Klingklang der Gloden, das Klammern der Blechwaren, das Hämmern der Holzarbeiter, das Zerreißen von Stoffen, Rufe, Schreie, Flüche, Bitten, das tiefe, dumpfe Gemurmel von Tausenden von Stimmen und das unaufhörliche Schlurf, Schlurf, Schlurf von Tausenden von Füßen. Alles durchdringt der merkwürdige, undefinierbare Geruch, eine Mischung von Leder, Faldrauch, Weibrauch, Gewürzen, Knoblauch, Tabak, Leder, Holzrauch, Mist, Tier- und Menschenschweiß, der als *Bazargeruch* bekannt ist, während über allem eine Wolke gelben Staubes schwebt.

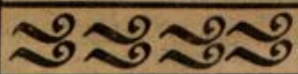
Die Bazaar von Teheran, wie ich schon anderweit bemerkt habe, ist eine große Enttäuschung für jeden, der nach den Kunstgegenständen sucht, um derenwillen Persien seit langem berühmt ist. Die Teppiche, die ich ausgestellt sah, machten mir einen besonders mittelmäßigen Eindruck in bezug auf Farbe und Zeichnung. Dies mag jedoch daher kommen, daß die besten Erzeugnisse der persischen Webstühle von den scharfsichtigen amerikanischen und europäischen Aufkäufern gierig fortgeschleppt werden, bevor sie die Orte, wo sie geknüpft sind, verlassen haben; die Preise, die für die wenigen illustrierten Handschriften, die ich sah, gefordert wurden, waren so hoch wie die in der Fifth Avenue. Es war mir unmöglich, wirklich schöne Türkise aufzutreiben, obwohl ich mein ganzes Leben lang von Persiens Türkisminen gehört habe; und von den persischen Emailarbeiten, für die Ispahan so berühmt war, habe ich nichts in Teheran gesehen. Es gelang mir allerdings nach etwa vierzehntägigem Handeln einen wirklich schönen persischen Schal zu erhalten. Das gelang aber nur dank der Freundlichkeit eines persischen Exporteurs, an den ich von einem amerikanischen Bekannten einen Empfehlungsbrief hatte. Er landete seinen Agenten zu den zahlreichen Händlern in diesem Artikel; so gelang es ihm, mir mehr als hundert der besten Schals in Teheran zu zeigen. Der persische Schal sollte nicht mit den Kaschmirs verwechselt werden, auf deren Besitz unsere Großmütter stolz waren. Die letzteren wurden in großer Menge von den Webstühlen in Paisley nachgemacht. Der persische Schal ist nicht quadratisch wie der Kaschmir, mit dreieckiger Stückeret in den Ecken und einem gestickten Medaillon in der Mitte, sondern ein Streifen zusammenhängender Nadelarbeit, etwa eine Elle breit und vier Ellen lang. Der Name des Verfertigers, bisweilen mit dem Wappen des Löwen und der Sonne in Silberfäden darüber, ist häufig in einer Ecke der besseren Stücke zu finden. Das vornehmste Muster ist das sogenannte „*Palmetten*“-Muster auf weißem Grunde, von den Persern selbst „*Jupressen*“-Muster genannt. Solche Schals kosten in Teheran von 100 Dollar aufwärts. Sie werden nicht als Umschlagentuch getragen, sondern zu einem der langen, festliegenden Röcke verarbeitet, den Festgewändern, die persische Beamte bei Hof oder anderen offiziellen Gelegenheiten zu tragen pflegen.

Wenige Amerikaner wissen, daß Teheran einer der größten Wollmärkte der Welt ist, weil es der anerkannte Mittelpunkt für den Verkauf und Export von Lammfellen aus Persien und Transkaspien, Sobel und Dermeln aus dem europäischen Russland, Fuchs und Steinmarder aus dem Kaukasus und Kurdistan und Otter von der Kaspische ist. Ich hatte die Absicht, meiner Frau genügend Lammfelle für einen Mantel mitzubringen, aber entsetzt schnell, daß es beinahe unmöglich ist, Felle zu finden, die in Farbe, Wolle und Zeichnung übereinstimmen, wenn man kein Wollhändler ist. Es ist außerdem sehr schwierig geworden, Lammfelle besser Qualität zu bekommen, weil die persische Regierung die weitverbreitete Unsitte, die Karakulskafe zu töten, um das Woll der ungeborenen Lämmer zu erhalten, verboten hat. Ich beantragte mich also mit einem halben Duzend äußerster feiner Steinmarder, für die ich, wenn ich mich recht erinnere, gegen 100 Toman zahlte.

Scherz und Spott

Beim Zahnarzt. Patient: „Bei Ihnen werden ja wohl auch unentgeltlich Zähne gezogen?“ — Das Empfangsfraulein (vertraulich): „Allerdings, wenn ich Ihnen aber einen guten Rat geben soll, zahlen Sie lieber!“ (Rebelpatient.)

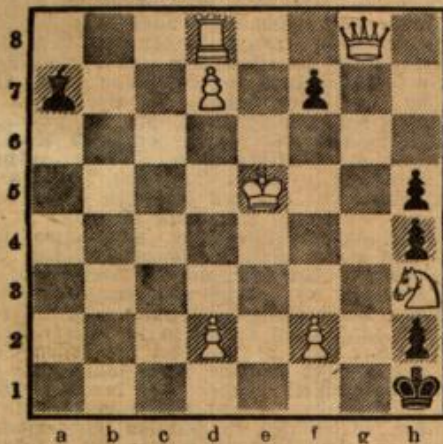
Die Nebenbuhler. Zwischen Chicago und St. Louis besteht eine Eifersucht, die sich bei jeder Gelegenheit geltend macht und ihren Ausdruck findet in Gelächern, die meist auf Kosten von Chicago gehen. In einer Gesellschaft, in der sich ein Herr aus Chicago und einer aus St. Louis befanden, einigte man sich auf einen Wettstreit, wer die größte Rüge vorbringen könnte. Das Los entschied, der Herr aus Chicago solle den Anfang machen. Erhub an: „Es war einmal ein Gentleman in Chicago.“ — „Sie haben gewonnen“, unterbrach der aus St. Louis. „Keiner von uns ändern kann das übertrumpfen.“ — Ein anderes Mal weckte ein Herr aus Chicago in St. Louis und wollte dort ein Telegramm aufgeben. Der dafür verlangte Betrag erschien ihm jedoch zu hoch und er bemerkte: „Wissen Sie, in Chicago kann ich für die Hälfte nach der Hälfte telegraphieren.“ — „Das glaube ich gern“, erwiderte der Angekündigte der Telegraphengesellschaft, denn da käme ja der billige Tarif für den Drisverkehr in Anwendung.“ — Mr. Miller aus Chicago hatte das Zeitliche gesegnet, und im Jenseits traf er einen alten Bekannten, mit dem er sich über neue Erfahrungen unterhielt. „Alles in allem kann ich nicht finden, daß es hier besser ist als in Chicago.“ — „Ja, glauben Sie denn, daß Sie hier im Himmel sind?“



Schach

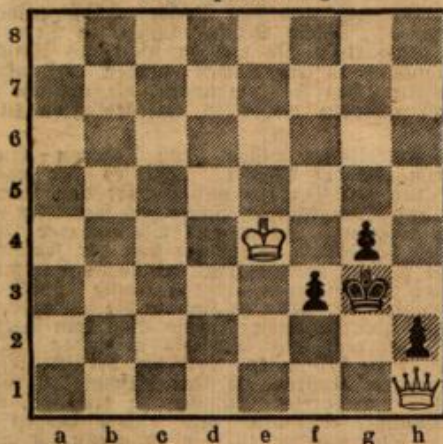
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

599. Frhr. von Holzhausen.



Weiß: Ke5, Dg8, Td8, Sh3, Bd2, d7, f2;
Schwarz: Kh1, La7, Bf7, h2, h4, h5.
Matt in 3 Zügen.

600. Spielstellung.



Weiß: Ke4, Dh1; Schwarz: Kg3, Bf3, g4, h2.

599. Trotz der gewaltigen Uebermacht an Material und der „Deflee“-Stellung des feindlichen Königs muß Weiß alle Schläue anwenden, um der Forderung eines dreizügigen Mattes gerecht zu werden. — 600. Eine lehrreiche Stellung. Sie trug sich zu im August 1924 in einem Turnier in der Tschechoslowakei. Schwarz am Zuge zog f2, und Weiß fand jetzt in der Gewißheit des Sieges den einzigen Königszug, der es dem Schwarzen ermöglichte unter „schmetterndem Jubelruf“ eine Pattstellung hinzuzubringen. „Die Schar der Kiebitze brach in ein wahres Indianergeheul aus.“ Wie war der Remisverlauf und wie hätte Weiß gewinnen müssen?

Partie Nr. 287. — Skandinavisch.

Turnierpartie, gespielt in Eikel, 6. April 1924.

Weiß: Nase; Schwarz: Skowronek.

1. e4, d5; 2. e×d5, D×d5; 3. Sc3, Da5; 4. d4 (korrekt, doch ist Sf3 vorsichtiger) Sf6; 5. Ld2, Sc6; 6. Sf3? (Lb5!) Lg4! 7. Lb5 (jetzt ist Sb5 besser) 0—0—0; 8. L×c6, b×c6; 9. Se4, Dd5; 10. Se×f6, g×f6; 11. Lc3, Thg8 (Nun ist die weiße Rochade verhindert.) 12. h3, Lf5; 13. Sh4, T×g2! 14. S×g2, D×g2; 15. Kd2, e5; 16. Dh5, De4; 17. Tac1, e×d4; 18. Ke2, d×e3; 19. f×e3, Dg2+ u. Weiß hatte genug. Schwarz hat die ganze Partie hervorragend stark gespielt.

Lasker spricht.

Nach einem Schachvortrag in Prag im Nov. v. J. wurden Lasker mehrfach Fragen aus der Zuhörerschaft vorgelegt. Er führte dabei aus (die Art der Fragen ergibt sich aus den Antworten): „Ich halte Capablanca's Kritik (die Schachspalte brachte sie unlängst) für unklug, aber nicht für einen Angriff auf mich. Ich glaube es ihm gern, daß ihm mein Spiel in Havanna besser gepaßt hat als das in Newyork.“ — „Reti stand dort unter dem Einfluß einer seelischen Depression, daher seine Verlustserie.“ — „Ich machte in meiner Partie gegen C. (meiner einzigen verlorenen) einen Fehlzug, aber schließlich hat C. auch nicht gerade schlecht gespielt.“ — „Ich war kein Schachwunderkind, das man übrigens heranzüchten kann, und kann nicht sagen, daß ich bereits als Kind meinen Vater geschlagen habe (Cap.).“ Ich fing ziemlich spät an und verlor meistens in den ersten drei Jahren; erst der „Kleine Dufresne“ gab mir den nötigen theoretischen Halt. Dann ging es besser.“ — „Zur Zeit arbeite ich an einem philosophischen Werk und an einem großen Schachwerk, in welchem ich die Erfahrungen meines schachlichen Lebens niedergelegt habe.“

Rätsel

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a, ha, ba, blüth, cho, dachs, e, e, el, em, ex, fel, fi, gri, ha, hor, hund, in, la, let, li, li, long, low, mal, mark, mi, ne, ner, nis, nung, on, pau, port, psi, re, ren, schwert, se, ten, ten, ter, ti, zob sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Schiller-Zitat ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Hunderasse, 2. Stadt in Italien, 3. Blume, 4. Klassiker, 5. Mädchenname, 6. deutsche Klavierfabrik, 7. Uniformstück, 8. Filmdiva, 9. Insekt, 10. Gefühl, 11. Muse, 12. Zahlungsmittel, 13. italien. Insel, 14. Heilmethode, 15. Berg in Schlesien, 16. Handelszweig.

Besuchskarten-Rätsel.

Erich Tubessuz
Baden

Was ist der Herr?

Silben-Ergänzungsrätsel.

Wohl — glück — hg — der —,
Der — ter — das, — er —,
Und — ter — sich, — er — ver —,
Kein — der, — er — Grun — geht.

Vorstehende Silben sind durch die nachstehenden Silben zu einem Vers von Goethe zu ergänzen.

Wort-Rätsel.

Die Erste mahnt zum Eilen,
Die Zweite zum Verweilen,
Das Ganze gibt Metallen Wert
Und wird auch in Metall gewährt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 299:

Hieroglyphen-Rätsel: Was lange währt wird gut. — Silben-Rätsel: Nachraf, Esau, Ulme, Nansen, Zehlendorf, Emu, Hebriden, Neumond, Horaz, Ukerew, Nebraska, Diwan, Edelweiss, Remi, Tesching. Neunzehnhundertfünfundzwanzig. — Kunterbunt: Horch, die Neujahrsglocken klingen Durch die Frühluft hell und klar. Schneereif auf den lichten Schwingen, Schwebt herauf das neue Jahr. — Rätsel: Gesicht, Gicht.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinz Bahling, Else u. Wilh. Fuchs, Anton Guck, E. Kell, Heinrich Neuser, Edgar Schleyer, Ria Schindler, Walter Wirbelauer, sämtlich von Wiesbaden; Eberhard Klein von Sonnenberg; Otto Prückel von Hahn i. T.